



Leseprobe aus Lerch, Der Rüberbringer oder Ein irrer Trip zwischen
Leben und Tod, ISBN 978-3-407-81239-1

© 2019 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?
isbn=978-3-407-81239-1](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81239-1)

PROLOG

Ich öffne die Augen und sehe eine dunkle Wolke. Eine Wolke, die schon seit einer Ewigkeit über mir schwebt. Und mit Ewigkeit meine ich: Sechzehn Jahre.

Denn so alt bin ich.

Oder bin ich geworden?

Ich weiß es gerade nicht.

Die Wolke bildet Gesichter. Momentan schaut sie mich an wie ein kleines Kätzchen, das zärtlich lächelnd um Milch bittet, aber jederzeit bereit ist, sein wahres Gesicht zu zeigen und seine Krallen in mein Fleisch zu schlagen, sollte ich seinem Wunsch nicht nachkommen.

Ich schließe die Augen wieder.

Ich hasse mich für den Vergleich mit dem Kätzchen. Zärtlich lächelnd. So etwas darf man doch nicht sagen, ohne dass man für einen Megaspacko gehalten wird.

In meinem Fall ist es aber egal, weil mich bereits alle für einen Megaspacko halten.

Ich würde gerne sagen, dass mir das egal ist.

Das stimmt aber nicht.

Ich kann nur manchmal so tun, als ob.

Die Wolke: Seit ich sie kenne, empfinde ich sie als ein klammes Geflecht, das Nichtsnutzigkeit auf mich hinabregnen lässt.

Meine Wolke, die selbst Sonnentage grau färbt und alles Schöne traurig macht, indem sie es mit einem nebligen Schleier überzieht.

Ich denke viel nach. Es will nur meistens keiner hören, worüber.

Wenn ich nicht einschlafen kann, lasse ich manchmal Schäfchen aus der Wolke springen, um sie zu zählen. Freundlich blökend stehen sie vor mir. Dann löst sich das erste Lamm aus der Herde, springt über ein Gatter, bleibt mit den Hinterläufen hängen, fällt auf die Fresse, bricht sich den Hals und die Wolke lacht mich aus.

»Du bist selbst zum Schäfchenzählen zu dämlich!«

Wenn die anderen mich in der Schule verarschen, schwebt die Wolke über mir und verlacht mich, weil ich es stillschweigend und dümmlich ertrage.

Meist fallen mir auf dem Weg nach Hause dann witzige Äußerungen ein, die ich den anderen hätte entgegen können. Mit einem Delay von ein paar Stunden. Vielleicht bin ich deswegen auf die Idee gekommen, ich könnte ein Schriftsteller sein? Weil ich dann genug Zeit habe, um ein paar Gedanken zu formulieren?

Alles in allem war ich bislang ein ziemlicher Loser-Typ. Ich hatte schon immer Schwierigkeiten damit, Entscheidungen zu treffen. Was mir aber eigentlich hätte egal sein können, denn es schien gar nicht darauf anzukommen, für oder gegen was ich mich entschied. Letztendlich ging es sowieso schief.

Jetzt in diesem Moment habe ich das Gefühl, dass in der Wolke Stimmen miteinander reden. Eine jüngere, männliche Stimme und eine sehr wohlklingende, etwas tiefere, weibliche. Die jüngere Stimme scheint unzufrieden und macht ihrem Missmut Luft.

»Also, eigentlich passt es mir jetzt gar nicht so gut!«
Die weibliche Stimme klingt verhandlungsunwillig.

»Eigentlich ist *mir* das ziemlich egal. Du wusstest immer, dass dieser Moment kommen wird, und jetzt ist er da.«

Sie holt Luft und setzt nach.

»So ist es eben.«

»Schon gut«, murmelt die männlich klingende Stimme, »schon gut!«

»Hast du dir etwas überlegt?«, fragt die Frau.

»Logo!«

Die Frau atmet tief ein.

»Da fängt es schon an. *Logo* sagt heute keiner mehr. Ich denke, ich komme mit und werde dich unterstützen.«

»Muss das wirklich ...«

»Ja, das muss wirklich!«

Was soll ich sagen? Andere sehen vielleicht ein Licht am Ende eines Tunnels – ich höre wirre Gespräche aus einer beknackten Wolke. Geht so tot sein?

Oder bin ich selbst dazu zu blöde?

1

Das ganze Zimmer wirkt wie ein Hotelzimmer, nur dass der Bauherr wohl zu den Arbeitern gesagt hat: »Ist egal, macht ruhig hässlich.« Es ist in einem Gelb gestrichen, als ob man eine Horde Kettenraucher auf Stühlen vor die Wände gesetzt hätte. »Los! Raucht und blast dagegen. Sonst schaffen wir es nie!« Es erinnert mich farblich an »das gute Porzellan von Oma«, das meine Mutter aus den Tiefen des Küchenschanks kramt, wenn mal Besuch kommt. Nur sind hier keine Blumen drauf. Das Muster scheint willkürlich entstanden. Macken, abgeschabte Stellen, an denen irgendjemand Krankenhausbetten gegen die Wand gefahren hat.

Bilder gibt es auch. Schwarze Scherenschnitte vertrockneter Blumen. Als Sinnbild nicht schlecht, wenn das hier die Selbstmörderstation ist.

Der Raum ist eigentlich für zwei Betten ausgelegt, meins ist aber das einzige. Und es sieht auch nicht so aus, als würde noch ein zweites kommen, denn an der dafür vorgesehenen Stelle stehen ein Sessel, ein kleiner Tisch und ein Stuhl. Alle aus verschiedenen Zeiten, von verschiedenen Herstellern, die – wenn ich mir die Möbel so ansehe – sicherlich auch schon verschieden sind.

Was anscheinend nicht verschieden ist, das bin ich.

Ich erinnere mich an die Tabletten und einen Sturz. Ich erinnere mich an Schreie, einen Krankenwagen, einen Schlauch im Hals und dann ... das hier.

Im Gegensatz zu den Wänden sind die Gardinen ziemlich

weiß. Die Raucher müssen sie vergessen haben. Das Zimmer hat einen Balkon. Fenster und Türen sind geschlossen.

Ich sinke zurück in die Kissen, schließe die Augen. Von irgendwoher höre ich Musik. Ich lausche. Ein Mann und eine Gitarre.

Er klingt verzweifelt. Seine Stimme ist von gebrochener Klarheit. Er singt von Abschied. Er muss sterben. Er spricht einen Freund an. Es ist ein trauriges Lied. Schön irgendwie, aber traurig. Eigentlich trifft das Lied meinen Musikgeschmack ziemlich gut. Ich hasse die Charts. Ich mag gerne Musik aus den 50er und 60er Jahren. Viele neue Lieder sind sowieso alte Lieder, die einfach neu produziert werden. Stimmen werden hochgepitcht und Beats und Bass drunter gemischt. Das Ergebnis ist für mich dann wie ein Hund mit Katzenfell. Es passt nicht zusammen. Fast immer finde ich die Originalversionen viel besser. Ich habe mich schon oft gefragt, woran das liegt. Bin ich altmodisch? Verschließe ich mich dem Fortschritt?

Wenn wir in der Schule eine Freistunde haben und die anderen beginnen, sich ihre Playlists vorzuspielen, hat mich noch nie jemand gefragt, ob ich mal eine von meinen anmachen kann.

Eigentlich werde ich aber auch nicht einmal gefragt, ob ich überhaupt mitmachen möchte.

Und noch eigentlicher weiß ich nicht einmal, ob ich das überhaupt will.

Die meiste Musik geht mir auf die Nüsse.

In meiner Schule hören viele Hip-Hop. Sie nennen es Swag. Die Deutschraper aus ihren Playlists gehen in den Puff, haben Glocks auf dem Beifahrersitz des Maseratis liegen; es sei denn, da sitzt ein Babe, das ihnen die Eier leckt,

während sie lila Scheine zählen, koksen oder einen Joint drehen. Der Sinn des Lebens ist es, entweder reich zu werden oder in den Knast zu gehen. Wer anderer Meinung ist, bekommt auf die Fresse oder wird gleich kaltgemacht. Drogendealer oder Waffenhändler sind ehrenwerte Berufe. Halleluja!

Ich glaube, der Grund, dass ich Oldies mag, ist, dass ich angefangen habe, Musik in der Küche zu hören. Und zwar bei meiner Oma. Und die hat einen Sender gehört, der nur diese 50er und 60er Musik gespielt hat. Ein uraltes, großes Radio mit alter Musik. Als Kind habe ich einmal geschaut, ob Staub aus den eingebauten Lautsprechern kommt ...

Ich hatte mal gehört, dass Menschen, die operiert werden, sich Lieder wünschen, die dann gespielt werden, wenn sie aus der Narkose aufwachen. Ich hatte mir aber nichts gewünscht. Nur, nicht mehr aufzuwachen.

Irgendwas berührt meinen Fuß. Ich öffne die Augen und schaue auf. Am Fußende meines Bettes steht ein Junge in meinem Alter. Er trägt Jeans, ein weißes, hochgekrepeltes T-Shirt, ist tätowiert wie ein Seemann, an den Füßen weiße Basketballschuhe. Er hat ein Radio dabei, das dem meiner Oma ziemlich ähnlich ist.

Er grinst wie der Held in einem Actionfilm, der gerade die Welt gerettet hat und sich jetzt die Hauptdarstellerin als Belohnung abholen möchte.

Was ist das für ein Freak?

Hat der einen an der Murrel?

Der Typ schaut mich an.

Dann macht er die Musik leise, packt mein rechtes Bein und zieht es unter der Decke vor. Ich versuche mich zu wehren, aber er ist stärker.

Dann betrachtet er meinen Fuß und fummelt an meinem kleinen Zeh herum.

»Alter, mit den Pfoten bist du aber auch nicht besonders gesegnet!«

Ich erschrecke. Er betrachtet meine Fußsohlen.

»Fakir, oder was?«, sagt er.

Was geht ihn das an?

Ich schäme mich. Normalerweise trage ich Socken, damit niemand meine Füße sehen kann. Manche ritzen sich die Arme, ich steche mir in die Füße.

Er betrachtet meine Füße. Ich ziehe die Beine an und will sie verstecken. Er lacht.

»Das ist egal. Sie haben es sowieso schon alle gesehen.«

»Was?«, frage ich und stelle mich dumm.

»Na, dass du dir in die Füße stichst.«

Ich sage erst einmal gar nichts.

»Die meisten ritzen sich in die Unterarme«, bemerkt er.

»Das erzielt denselben Effekt, aber man kann besser laufen. Weißt du, wofür das bei dir ein Zeichen ist?«

Ich will es eigentlich nicht wissen, aber irgendwie doch.

»Wofür?«

»Dafür, dass du anscheinend nicht die hellste Kerze auf der Torte bist.«

Er soll endlich gehen, finde ich.

»Komm, wir hören Musik«, sagt er stattdessen.

Da wird man einmal gefragt, ob man Musik hören will, und dann von so einem? Vielen Dank!

Ich bin so der Typ, den alle eigentlich immer und überall übersehen. Ich kann nichts Besonderes, ich weiß nicht viel, ich sehe nicht gut aus, ich bin nicht witzig. Einen Vorteil hat das. Fällt man nicht auf, wird man von den anderen wenig-

tens in Ruhe gelassen. Es sei denn, man wird mit so einem wie dem hier gesehen. Dann ist Stress doch vorprogrammiert. Er sieht aus, als würde er Ärger geradezu anziehen.

»Keinen Bock«, sage ich lahm.

Er sagt gar nichts und schaut sich im Zimmer um. Mein Blick folgt seinem und bleibt an einem Bücherstapel hängen. Ich schaue genauer hin. Es sind Bücher von mir. Ein paar Stephen-King-Romane und – tatsächlich meine Schulbücher für Bio und Philosophie.

Meine Eltern müssen sie gebracht haben.

»Leserate?«, fragt er.

Ich sage nichts. Ja, ich lese gerne. Ich mag erfundene Welten. Ich schließe die Augen und tue so, als ob ich einschlafe, damit er wieder abhaut. Nach einer Minute öffne ich sie wieder und schaue nach. Er sitzt auf einem Stuhl an meinem Bett und ist gerade dabei, einen Popel an mein Bettlaken zu wischen.

»Was ist denn mit den Girls?«, fragt er und grinst wieder so blöde.

Mit den Girls?

»Was?«

»Na, was mit den Girls ist?«, fragt er noch mal.

Er klingt wie einer, der klingen will wie einer in meinem Alter.

»Girls?«, frage ich nach.

»Girls«, wiederholt er, »Weiber. Du weißt schon ...«

Er kneift ein Auge zu.

Was soll schon mit Weibern sein, denke ich und schaue mich um. Wonach sieht das denn hier aus?

2

Meine Eltern stehen an meinem Bett. Neben ihnen ein Arzt. Ich habe kein Verlangen, mit einem von ihnen zu reden. Ich tue so, als würde ich schlafen, und blinzele durch meine geschlossenen Augenlider.

Der Arzt schaut auf ein Klemmbrett, dann auf mich, dann zu meinen Eltern.

»Was er zunächst braucht, ist Ruhe!«

Mein Vater sieht sich im Zimmer um.

»Bekommen alle Einzelzimmer?«

Der Arzt findet die Frage dumm, antwortet aber trotzdem.

»Ja.«

Mein Vater findet den Arzt dumm, fragt aber trotzdem weiter.

»Und das zahlt die Kasse?«

Der Arzt schaut auf sein Klemmbrett. »Ja.«

»Wie lange muss er denn hierbleiben?«, will meine Mutter wissen.

»Das können wir nicht genau sagen«, sagt der Arzt.

»Kommt drauf an ...«

»Auf was?«

»Na«, sagt der Arzt und schaut auf mich, »wir wissen ja nicht, was überhaupt passiert ist.«

»Was soll schon passiert sein?«, sagt mein Vater. »Er hat aus Versehen ein paar Tabletten geschluckt und ist dann die Treppe runtergefallen. Das war es.«

Genau. Ich hatte mir aus Versehen die Paracodin-Tablet-

ten aus Opas Medikamentenkiste geholt, die er gegen seinen Husten bekommt. Dann bin ich ins Schlafzimmer meiner Eltern gegangen und habe mir aus Versehen noch die Schachtel Eukodal eingesteckt. (Die Tabletten werden meinem Opa von meiner Mutter zugeteilt.) Und danach habe ich aus Versehen noch vier Citalopram, die mein Vater gegen seine Depressionen verschrieben bekommen hat, eingeworfen. Völlig aus Versehen habe ich diesen Zettel geschrieben, auf dem »Macht's gut und haut rein«, stand.

Tatsächlich aus Versehen bin ich die Treppe runtergefallen. Wäre das nicht passiert, wäre keiner aufgewacht und wir hätten es jetzt hinter uns.

Der Arzt glaubt meinem Vater nicht und wendet sich meiner Mutter zu.

»Wir würden ihn gerne zur Beobachtung hierbehalten.«

»Was bedeutet das?«, will meine Mutter wissen.

Die Zimmertür wird geöffnet, meine Schwester kommt rein, auf einem Tablett balanciert sie Kaffeetassen, eine Thermoskanne und vier Snickers.

»Was anderes hatten sie nicht«, sagt sie.

Sie stellt das Tablett auf den Tisch und schaut mich an. Mein Vater gießt sich einen Kaffee ein. »Kein Kuchen?«

»Nein«, sagt Friederike, »und die Snickers kosten einen Euro im Automaten.«

»Was bedeutet: Zur Beobachtung?«, fragt meine Mutter noch einmal den Arzt. Er trägt ein Namensschild, aber mit den zugekniffenen Augen kann ich es nicht lesen.

»Wir würden gerne mit ihm reden und feststellen, was eigentlich warum passiert ist.«

»Unterliegt das der ärztlichen Schweigepflicht?«, fragt meine Mutter.

Der Arzt ist verwirrt.

»Ich versteh die Frage nicht ganz«, sagt er.

Ich schon. Sie will wissen, ob die Nachbarn und Verwandten herausfinden könnten, dass ich wegen suizidalen Verhaltens in der Psychiatrie gelandet bin.

Mein Vater schlürft einen Schluck Kaffee.

»Ich hoffe, es ist hier nicht alles so dünn wie der Kaffee«, sagt er.

»Wird er in der Schule viel verpassen?«

Der Arzt zuckt die Achseln.

»Das hängt davon ab, wie lange er hierbleibt.«

»Er ist sechzehn«, sagt mein Vater, »er lernt gut. Er hat die Möglichkeit, die elfte Klassenstufe zu überspringen und direkt ins Kurssystem einzusteigen. Das ist das eine. Vom Verhalten her ist er aber eher erst vierzehn. Das ist ein Problem.«

So wie der Arzt meinen Vater ansieht, erkennt er noch mehr Probleme.

»Wir haben hier eine sehr gute Betreuung«, sagt er.

»Kann ich heute Abend das Auto?«, mischt sich Friederike ein.

»Es heißt: Kann ich das Auto *haben*«, sagt mein Vater.

»Ganze Sätze bitte!«

»Was soll das?«, sagt meine Mutter zu meiner Schwester.

»Du hast keinen Führerschein.«

»Ich fahre auch nicht selber«, sagt meine Schwester.

»Ist gut«, sagt mein Vater.

»Was?«, fragt meine Mutter. »Ist gut?«

»Ja«, nickt mein Vater. »Sie ist doch schon vierzehn.«

Er schaut auf seine Casio Armbanduhr. Es ist Samstag, gleich halb vier. Fußball fängt an.

Meine Schwester drückt meinen Fuß und blinzelt mir zu.
Friederike hat alles, was ich nicht habe. Sie sieht gut aus, sie hat Freundinnen und Freunde, sie hat kein Latein, kommt mit meinen Eltern klar und sie hat schon Sex. Sie hat die bessere DNA. Meine Mutter muss sie als Baby aus der besseren Brust gestillt haben.

Der Arzt nimmt meine Eltern mit nach draußen.

»Nicht dass er aufwacht. Er braucht Ruhe!«